

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 161.

Donnerstag, 12. Juli.

1928.

(17. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Lenzing war Ottersen vom ersten Augenblick an unangenehm gewesen. Vom frühen Morgen hatte er außerdem allerlei Ärger gehabt. Da freite er in aller Form — und sie versuchte ihn auf diesen Bauern eifersüchtig zu machen. Lächerlich war das. Er war kein Mann, der sich so etwas gefallen ließ.

Alfred Ottersen erhob sich.

„Meine gnädige Frau, ich fühle es selbst, ich bin kein unterhaltender Mensch. Und da ich Sie in so ausgezeichnete Gesellschaft weiß, erlauben Sie wohl, daß ich mich verabschiede!“

Es war recht schroff gesagt. Vira Bernstedt sah ihn erstaunt an. Aber auch nur ein gutes Wort zu geben, fiel ihr gar nicht ein. Sie setzte ein hochmütiges Gesicht auf, sagte kühl:

„Ganz nach Ihrem Willen, Herr Ottersen!“

Sie reichte ihm die Hand, er küßte sie. Die Herren verbeugten sich förmlich.

Kurt Lenzing lehnte sich in seinen Sessel zurück. Er fühlte sich. So, diesen hochmütigen Hamburger hatte er weggebissen. Und daß ihm Vira freundlichere Augen gemacht, als dem anderen, hatte er auch gesehen. Das Leben war doch viel einfacher, als man sich's vorstellte, packte man nur fest zu. . . . Auf dem Wege zur Gartensportle knirschte Alfred Ottersens Schritt im Kies. Wie würde dieser Mann erst mit den Zähnen knirschen, weil er so höflich nach Hause geschickt worden war. Großartig hatte das diese Frau gemacht! Weltgewandt! Die würde ihm eine ausgezeichnete Gehilfin sein auf seinem Weg zum Ziele. Das konnte man sich gar nicht hoch genug stecken. . . . Die Gartensportle klappte zu.

Aus seinen Gedanken wurde Kurt Lenzing durch die Worte aufgeschreckt: „Nun sind Sie so schweigsam!“

Da setzte er sich gerade in seinen Sessel. Die rechte Faust fiel auf die Seitenlehne. Jetzt hieß es, die Trommel rühren zum Sturm!

„Wenn man vor einer großen Entscheidung steht, so ist das eine ernste Sache, gnädige Frau! . . . Mir kommt es so vor, als schwebten Sie hier in Ihrem reizenden Nest in der Luft!“

Ganz stolz wurde er auf den Vergleich, der ihm so gut gelungen schien.

Ueberhaupt war er der festsensfesten Ueberzeugung, er werde einen leichten Sieg haben. Aber gleich von allem Anfang sollte Vira Bernstedt wissen, daß ein Eroberer sie an seine Seite zwang.

Ihr gab Kurt Lenzing einen Heidenpaß. Da kribbelten doch wieder einmal die Nerven. Schön hüten würde sie sich, den Balkon zu verlassen. Sonst sprang ihr dieser Rieser womöglich an den Hals.

„Ach ja, so ganz unrecht haben Sie nicht! Es ist nicht immer ein angenehmes Leben, das ich als junge Witwe führe! Man macht mir schöne Augen, der eine oder andere möchte mich auch heiraten! Zum Beispiel dieser Herr Ottersen!“

„Paß“, sagte Kurt Lenzing und machte eine Handbewegung dazu, die nicht die geringste Hochachtung vor diesem Manne bezeugte.

Nur ein wenig sticheln, nahm sich Vira Bernstedt vor.

„Berkennen Sie ihn nicht! Er ist ein sehr tüchtiger Geschäftsmann und in Hamburger Sportkreisen spielt er eine bedeutende Rolle!“

„Hätte ich wirklich nicht für möglich gehalten!“ Ein höhnisches Auflachen, dann riß sich Lenzing zusammen. Er war hierhergekommen, um kurzen Prozeß zu machen, und bisher hatte sich alles nach seinen Wünschen angefallen. „Gnädige Frau, Sie werden sich entsinnen, daß ich am letzten Tage Ihrer Anwesenheit bei uns vor unseren Gästen ein offenes Bekenntnis ablegte!“

Die spitze Zunge Vira Bernstedts fuhr über die dunkelroten Lippen. Jetzt wurde es interessant. Wie sie ihr „Kammerherr“ ansah! Dem mußte das Blut ganz toll durch die Adern jagen.

„Das war äußerst geschickt von Ihnen! Da habe ich Sie bewundert — wahrhaftig!“

„Liebe gnädige Frau!“

Er wollte nach ihrer Hand fassen. Sie rückte ihren Stuhl schleunigst, lachend, ein wenig von ihm weg.

„Wie Sie die peinliche Lage umbogen — zu einer Lächerlichkeit! Das war damals ein großes Opfer von Ihnen, ich habe es sofort anerkannt. Diplomaten sollten Sie werden! Auf der Fahrt im Kraftwagen nach Hamburg sagte mein Bruder mir: Ein Glück, daß der Herr Kurt Lenzing die Geschichte an dem Ende angepackt hat. Da glätteten sich die hochgehenden Wogen auf der Stelle!“

Er machte jetzt kein geistreiches Gesicht. Wollte ihn Frau Bernstedt nur aufmuntern zu einem offenen Geständnis seiner Liebe oder wollte sie es verhindern?

„Lä—cherlichkeit?“

„Nun ja, Herr Lenzing!“

Sie sah ihn spitzbübisch an, daß er nun erst recht nicht wußte, was er denken sollte.

„Gnädige Frau, lächerlich war mir's damals wahrhaftig nicht zumute!“

„Ich sprach doch vorhin von einem großen Opfer, das Sie brachten! Ritterlich war es — jawohl! . . . Und Ihr Bruder Ernst stand da, als sei ihm die Petersilie verhasst!“

Geschickter hätte Vira Bernstedt sein Blut unmöglich aufpeitschen können. Seinem Bruder traute er auch heute noch nicht über den Weg. So lange der sie nicht widersah, mochte es sein! Aber wenn sie wollte, verdrehte sie ihm in zwei Minuten von neuem den Kopf.

Kam es von der Nervenüberspannung in der ganzen letzten Zeit, war der Alkohol dran schuld, den er heute reichlich genossen, Sekt vertrug er neuerdings nicht recht. Kurt Lenzing schloß die Augen, wie beim Sturmangriff aus den Schützengräben heraus, wenn man erst einmal die ganze Willenskraft zusammenreißen mußte, um die „feige Kanaille“, die in jedem Menschen steckt, niederzuringen.

„Ich möchte das Opfer sehen, gnädige Frau, das ich Ihnen nicht mit tausend Freuden brächte! . . . Ich tauschte dafür ja die Seligkeit ein!“

„O, mein Kammerherr!“

Ein heiseres Lachen. Seine Hand schnellte hinüber nach Vira Bernstedts Arm. Sie packte zu.
„Ja—wohl, Kammerherr! Wie ich's auffasse und Sie hoffentlich auch! Ich haue jetzt um mich, ich komme vorwärts, Sie werden nun an meiner Seite gehen—als meine Frau!“

Vira Bernstedt riß sich los. Eilte an die Balkontür. Nein, um Himmelswillen nicht hinein ins Haus. Sonst riß er sie in seine Arme. Ganz toll war er ja. Der Atem piffte ihm durch die Kehle. So heftig war er aufgestanden, daß der Sessel weit zurückrutschte, an den Tisch war er gestoßen, das zierliche Schnapsglas war umgefallen, die feinen Glassplitter lagen auf der Decke.
„Vira, die Scherben bedeuten Glück! Marschieren wir ins Glück!“

Er trat auf sie zu. Schnell glitt ihre Hand zur elektrischen Klingel am Türrahmen. Hart kamen ihr die Worte vom Munde:

„Sie sind ja ein vollendeter Narr!“

Die Jose erschien. Ein tiefer Atemzug Vira Bernstedts.

„Herr Lensing will gehen. Geleiten Sie ihn hinunter!“ Und dann lächelte sie schon wieder. „Grüßen Sie Ihren Herrn Bruder recht herzlich von mir! Und alle, die ich bei Ihnen kennen gelernt habe! Haben Sie auch nochmals vielen Dank für alle Freundlichkeit, die ich in Ihrem Hause genießen durfte!“

XVIII.

Am nächsten Morgen war Kurt Lensing noch nicht wieder nach Hause zurückgekehrt. Die Post brachte am Mittag auch keine Nachricht von ihm. Ernst sah seine Mutter an. Die saß am Fenster. Ihr Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck, aber sie sagte nichts. Da nahm er die Bücher vor, schloß die Kassetten auf. Rechnete, zählte die Scheine.

„Hat er viel Geld mitgenommen, Ernst?“

„Nein! Aber die kleine Handtasche! Er wird sich eingerichtet haben, über Nacht zu bleiben!“

Die Mutter fühlte, der Sohn wollte sie beruhigen.

Als am nächsten Tage Kurt immer noch nicht zurück war und die Post auch keine Nachricht von ihm brachte, sagte Ernst:

„Wenn er heute nicht anruft oder telegraphiert, fahre ich morgen früh nach Hamburg.“

„Tu das, mein Sohn!“

Die gebrechliche alte Frau mußte sich Mühe geben, die Tränen zurückzuhalten.

Ernst fuhr nach Hamburg. Suchte bereits vor zehn Uhr früh Vira Bernstedt auf. Die erschrak, als sie hörte, daß Kurt Lensing nicht wieder nach Hause gefahren sei.

„Ja, er war hier! Aber er hatte sich das Ende vom Liede wohl anders gedacht, ich konnte ihm nicht helfen! Und daß Ihre Frau Mutter bei Ihnen ist, hat er mir überhaupt nicht gesagt!“

Ernst hatte die Hände zu Fäusten geballt, das Kinn an den Hals gedrückt. Die Sorge um den Bruder beschäftigte all seine Gedanken. Der war hier also gründlich abgeblüht!

„Er wird sich in Hamburg herumtreiben!“

„Fürchte ich auch, Herr Lensing! Wenn ich Ihnen doch helfen könnte—aber wie?“

Er zuckte die Achseln. Hier hatte er nichts mehr zu suchen. Nur einmal schoß das Erstaunen in ihm auf, wie gelassen er Vira Bernstedt gegenüber sah! Sein Herz tat nicht einen schnelleren Schlag! Ein wunderliches Wesen war doch der Mensch!

„Ich werde sofort Nachforschungen anstellen!“

„Lassen Sie mir bitte Mitteilung zukommen, wenn er wieder zu Hause ist, ich werde vorher keine ruhige Minute haben!“

Ernst Lensing sah Vira Bernstedt mit einem langen, bangen, fragenden Blick an. Dann erhob er sich.

„Ich werde nicht verfehlen, gnädige Frau!“

Er schwang sich auf die Straßenbahn, fuhr nach der inneren Stadt zurück. Kein Gedanke beschäftigte ihn mehr mit Vira Bernstedt, jedoch mit dem Bruder. Wo sollte er ihn suchen? Er ging auf das Polizeipräsidium.

Sagte, daß sein Bruder vor drei Tagen nach Hamburg gefahren sei, und seitdem habe er nichts mehr von sich hören lassen. Er befinde sich in einer großen Gemüts-erregung, möglich sei es, er habe irgendeine Dummheit begangen.

Der Wachtmeister lächelte.

„Wollen mal die Liste der zugereisten Fremden nachsehen! . . . Und im übrigen, mein Herr, pflegen Leute, denen etwas gegen den Strich geht, und die dann nach Hamburg kommen, wenn sie, nach Ihrem Äußeren zu schließen, den vermögenden Volksschichten angehören, ihren Kummer nicht durch einen Sprung in die Elbe oder 'nen Pistolenschuß aus der Welt zu schaffen. Sie ertränken ihn und schlagen ihn tot auf ganz andere Weise. Ich spreche da aus langjähriger, dienstlicher Erfahrung! Rate Ihnen, gehen Sie heute abend mal durch die Vergnügungsstätten von St. Pauli! . . . Aber erst wollen wir sehen, ob er von irgend. einem Hotel gemeldet worden ist!“

Der Beamte sah sehr gründlich nach, zuckte dann die Achseln.

„Nichts zu finden! Aber mitunter kommt es auch vor, daß einer einen falschen Namen angibt! . . . Glück auf den Weg! Und nicht gleich das Schlimmste angenommen! Erfahren Sie nichts, sprechen Sie nach zwei Tagen wieder einmal bei uns vor! Ich werde ein wachsameres Auge auf die Fremdenlisten und — Unglücksfälle haben!“

Ernst Lensing bedankte sich und ging. Rief mittags seine Mutter an. Kurt war noch nicht wieder zu Hause, auch kein Brief war gekommen.

„Ich wohne in Streits Hotel! Telegraphiere dahin, wenn du Nachricht von Kurt hast oder er wieder zu Hause sein sollte!“ (Fortf. folgt.)

Montmartre II. S. II.

Von Heinz Diekmann.

In einer stillen Ecke New Yorks und halb verborgen hinter Bäumen, Weinlaub und Efeu, liegt, von der rasenden Zeit vergessen, die „Church of the transfiguration“, die Kirche im Winkel, wie sie im Volksmund genannt wird. Zwar ist die berühmte fifth Avenue mit ihren Luxuspalästen nicht weit entfernt, aber das will in dieser Stadt der Gegensätze nicht viel heißen: Marmorbauwerke und winklige, verfallene Hütten stoßen ohne Übergang aneinander, und die stille Kapelle liegt in einer der hundert merkwürdigen Kleinstädte, aus denen New York zu einem großen Teil besteht.

Ich bin an einem hellen Vorfrühlingstag in der „Kirche im Winkel“ gewesen. Es war still, und das Halbdunkel der schwingenden Gedanken tat den Nerven wohl. Diese Kapelle hat 'ne seltsame Bedeutung. Sie ist beinahe ganz vergessen, beinahe, und die, die sich ihrer erinnert haben, sprechen nicht gern davon. So merkwürdig es klingt: die Church of the transfiguration ist die Kirche der Schauspieler: nur Schauspieler beten hier, heiraten hier und lassen sich von hier aus begraben. Eine sentimentale Geste vielleicht oder ein melancholischer Aberglauben—aber, unausgesprochen wird es als Gesetz geheiligt, dies ist die Kirche nur für Schauspieler. Die schönen Fenster sind von Komödianten gestiftet und Komödianten geweiht—hier ist Ruhe vom Spiel des Bajazzo.

Mich hatte Jane Breoster hergebeten. Jane Breoster ist einer der großen amerikanischen Schauspieler, ein Mensch, schwarz, glühend, von ungeheurer Spannung des Gesichts, mit knappster Geste und knappstem Wort Effekte ersielend, ohne es zu wollen, — denn er wechselt seinen Charakter mit den Kostümen.

An diesem Morgen wurde irgend einer beerdigt, ein Schauspieler von einer Reitertruppe drüben in Harlem, und in der kleinen Kirche waren mindestens dreißig Menschen versammelt, — wenig Verwandte, ein wunderschönes Halbblut mit gelben Augen, und dann die Schauspieler. Es lag ein leiser Duft in der Kirche wie von Parfüms, von Cremes, von abgeschminktem Puder, — die Gesichter der Menschen waren müde und traurig.

Als wir wieder im Sonnenlicht standen, war der Baun gebrochen: wir wechselten die Charaktere. Ich wurde vorgestellt: ein Kollege, made in Germany.

Wir zogen geschlossen durch die stillen Straßen, gingen die fifth Avenue hinunter bis zum Washington Square, und nun waren wir in Greenwich Village, „dem Bohémien-Viertel von New York“, dem Montmartre von N. S. A. Ich spitzte die Ohren. Würden sie mich mitnehmen?

Es war nämlich sehr schwer, in dies Viertel hinein-
zukommen, weil seine Bewohner keinen Fremdenverkehr
wünschten, sondern unter sich bleiben wollten. Ich sah mich
um. Eine unauffällige Gegend wie jede andere. Hiemlich
kleine, oft mit schönen Schnitzereien beladene Häuschen. Wir
schwenkten ab, die Gruppe teilte sich, und Jane Brewster nahm
mich beim Arm, einige Kollegen folgten und zu fünf
schwenkten wir in den Keller eines kleinen, alten Hauses.

Der den „Joden“ in Paris, „Schwanede“ in Berlin,
„Palme“ in Wien und „Gosko“ in Budapest kennt, weiß un-
gefähr, wie es hier unten aussah, wenn auch jedes Bohémien-
Vokal — auch dieses — seine „individuellen“ Eigenarten
hat. Dieser Keller hatte viele Gänge, gewölbte Bögen
zwischen ihnen, ein wahres Labyrinth von Räumen. Von
den Decken hingen — es sah aus wie garnierte Frauen-
röcke — gerafftes Papier in allen Farben und verdunkelte
die Lampen. In allen Wänden standen Sofas oder solche,
die es werden wollten, nämlich Holzstufen mit Kissen. Holz-
stücke füllten den Raum. Die Wände aber waren bedeckt mit
einer Unzahl von grellen Plakaten, sanften oder wilden
Zeichnungen, Sprüchen, ja, eine Wand war von oben bis
unten mit den auf Weinflaschen aufgeklebten Marken und
Firmenzetteln besetzt, was besonders hier im Land, wo
undefinierbaren Gerüchten nach Prohibition sein soll, auffiel.

Mit großem Hallo wurden wir begrüßt. Maler, Schau-
spieler, Schriftsteller und Musiker beiderlei Geschlechts
stellten sich mir vor, viele hatten bekannte Namen. Es war
eine große Familie aus allen Teilen der Welt. Die Be-
dienung lag in den Händen großer, schlanker Ständina-
vierinnen, das Klavier bearbeitete abwechselnd ein Jün-
gling mit Hornbrille — die Hornbrille hat hier als Symbol
des Künstlers die wackelnde Haare und den Samtrock ersetzt
— und ein emanzipiertes Mädchen von der Kunstgewerbe-
„Branche“. Hier lebt man und wartet. Wartet auf den
Erfolg. Wenn die eigene Stube kalt ist und einsam, wenn
der Monatswechsel ausgeblieben ist, oder kein Pump mehr
zu machen, dann ist hier die Heimat. Glühende Worte von
Zukunft und Leben, unermeßliche Begabungen, — Talente,
deren Nichtentdeckung Coolidge einst bitter bereuen würde.
Hier ist die Heimat, hier sind die blonden Kellnerinnen mit
dem guten, mütterlichen Lächeln, die alles wissen, und von
denen keiner etwas weiß. Eine Welt für sich ist dies, eine
lärmende, glühende Welt, und aus ihr soll einst die neue
Generation entstehen, die die junge Tradition dieses wilden
Landes Amerikas wahr, vergißt und neu entstehen läßt.

Warum der Wind wehflagt.

Indianisches Märchen.

Nachzählt von Thomas Schramel.

Vor vielen, vielen Jahren hatte der Häuptling der
Algonquinen eine sehr schöne Tochter.

„Sie soll den stärksten Krieger heiraten“, sagte der
Häuptling, „und den mächtigsten Jäger. Dann wird sie
gut beschützt sein, und ich werde glücklich sein.“

Eines Tages nun, als der Häuptling in der Tür seiner
Hütte saß, kam plötzlich ein raschelndes Geräusch heran und
ein Jüngling stand vor ihm. Es war der Wind, der sich sicht-
bar gemacht hatte, um mit dem Häuptling sprechen zu können.

Nachdem er ihn begrüßt hatte, sagte er: „Großer Häup-
tling, ich liebe deine Tochter. Darf ich sie als Ehefrau in
meine Behausung mitnehmen?“

Der Häuptling sah den Wind an und antwortete: „Nein.
Meine Tochter ist nicht für dichesgleichen. Du bist kein
Krieger. Du bist kein Jäger. Du liebst es, einem Pössel
zu spielen. Du kannst meine Tochter nicht heiraten.“

Betrübt verließ ihn der Wind, denn er liebte das In-
dianermädchen.

Am nächsten Tag kam das Mädchen zu ihrem Vater und
sagte: „Vater, ich liebe den Wind mehr als irgend einen
jungen Krieger des Stammes. Darf ich mit ihm gehen und
seine Frau werden?“

Der Häuptling sah seine Tochter an und sagte: „Nein.
Der Wind ist kein Gefährte für dich. Er ist kein Krieger.
Er ist kein Jäger. Er liebt es, einem Streiche zu spielen.
Du darfst ihn nicht heiraten.“

Betrübt verließ ihn die Tochter, denn sie liebte den
Wind.

Am nächsten Tag, als das Mädchen fortging, um Schiff
zu pflücken, daraus Körbe zu flechten, hörte sie plötzlich ein
raschelndes Geräusch über ihrem Kopf. Sie sah auf, und als
sie schaute, schwebte der Wind hernieder und trug sie in seinen
Armen fort, weit weg zu seiner Hütte.

Dort lebten sie glücklich miteinander, denn das Mädchen
wurde seine Frau. Aber der große Häuptling war voller
Zorn. Er suchte das Land nach der Hütte des Windes ab,

konnte sie aber viele Monate nicht finden. Doch er wollte
seine Suche nicht aufgeben, denn sein Herz lochte vor Mut.

Eines Tages hörte der Wind ein Knistern unter den
Bäumen in der Nähe seiner Hütte und sein Atem stand still.
„Es ist dein Vater“, rief er und verbarg die Häuptlings-
tochter in einem Dickicht und machte sich selbst unsichtbar,
um in ihrer Nähe bleiben zu können.

Der große Häuptling sah in die Hütte des Windes, aber
er fand sie leer. Dann durchstreifte er das Gebüsch, schlug
mit seiner schweren Keule nach links und nach rechts und
rief: „Wo bist du, Tochter? Wo bist du?“

Und als die Frau des Windes ihres Vaters Stimme
hörte, antwortete sie „Oh, Vater, schlag nicht! Wir sind
hier!“

Aber ehe ihn noch ihr Wort erreichen konnte, schwang
der Häuptling seine große Keule noch einmal und sie sauste
auf den Kopf des unsichtbaren Windes nieder, der, ohne
einen Ton von sich zu geben, bewußtlos zu Boden sank. Und
da er unsichtbar, wußten weder der Häuptling noch seine
Tochter, was ihm zugestoßen war.

Der Häuptling schloß seine Tochter in seine Arme und
eiste dann zurück mit ihr zu seinem Stamm. Aber sie wurde
von Tag zu Tag bekümmert, sie sehnte sich nach ihrem
Gatten, dem Wind.

Einige Stunden lang lag der Wind bewußtlos neben
seiner Hütte. Als er erwachte, waren der Häuptling und seine
Tochter fort. Gramerfüllt stob er davon, seine Frau zu
suchen. Er gelangte zu ihres Vaters Stamm und dort fand
er sie schließlich. Aber sie war mit ihrem Vater in einem
Kanu weit draußen im See.

Da rief der Wind: „Komm zu mir, Geliebte“, und seine
Stimme schwebte über dem Wasser.

Der Häuptling sagte: „Der Wind bläst“, aber seine
Tochter wußte, daß es die Stimme ihres Gatten war. Sie
konnte ihn nicht sehen, denn er war noch unsichtbar, aber
sie erhob sich im Kanu und streckte die Arme gegen die
Küste hin aus. In diesem Augenblick wühlte ein Windstoß
das Wasser auf, und das Kanu überschlug sich.

Die Tochter des Häuptlings hob ihre Arme empor und
der Wind versuchte sie zu umfassen, um mit ihr zu ent-
fliehen, aber es war zu spät. Der „Große Geist“ trug sie
empor in den Himmel und gab ihr ein Heim; sie lebt nun
für ewige Zeiten auf dem Monde.

Der große Häuptling ertrank in den Wellen des Sees.

Nacht um Nacht blickt seine Tochter zur Erde nieder; sie
hofft auf ein Zeichen von ihrem verlorenen Geliebten. Aber
obgleich der Wind noch immer auf der Suche nach seiner
Braut über die Erde umherstreift, hat er, seit des Häup-
tlings Schlag sein Haupt getroffen, nicht mehr die Kraft,
für die Menschen sichtbar zu werden.

Jetzt werdet ihr auch verstehen, warum die Stimme des
Windes so traurig klingt, wenn er über den Wigwams
wehflagt; und warum des Mondmädchens blaßes Antlitz
immer der Erde zugekehrt ist.

Hygiene und Heilkunde

Keine Seerkrankheit mehr. Die Seerkrankheit, die eine
Folge der beständigen Gleichgewichtsstörung ist, der der
Körper ausgesetzt ist, wenn das unter ihm liegende Schiff
unter den Stößen der auf- und niedergehenden See und der
Querwellen schwankt, wird in Zukunft für jene Menschen
kein Schreckensgespenst mehr sein, die ihr bisher unheilbar
unterworfen waren. Man hat nämlich, wie Prof. Star-
kenstein mitteilt, durch Versuche feststellen können, daß Reizungen
unseres Gleichgewichtsorgans, das im Labyrinth des Ohres
unterworfen ist, heftige Erscheinungen zur Folge haben, die sehr
genau den Symptomen der Seerkrankheit entsprechen. Kein
technisch hat die Ausbreitung der Störungen im Ohr auf
andere Körperbezirke ihren Grund darin, daß vor allem der
zu den Eingeweiden führende Vagusnerv stark erregt wird.
Diese Erregungen führen zu jenen Störungen im Magen,
Darm und Blutgefäßen, die allgemeines Erblaffen und
schließlich Erbrechen zur Folge haben, während die heftigen
Schwindel- und sonstigen allgemeinen Unlustgefühle durch
Reizung der Großhirnrinde bedingt sind. Seit man diese
Zusammenhänge erkannt hat, ist es möglich geworden, ihrer
Entstehung vorzubeugen. Man suchte nach einem Mittel,
das nicht nur den Vagusnerv, sondern auch das Zentral-
nervensystem befähigt. Dieser Stoff ist im sogenannten
Strophanthin gefunden worden, einem Alkaloid, das vor-
wiegend in der fadenförmigen Mandragolawurzel ent-
halten ist. Zwei Tabletten dieses Präparates sollen nach
Prof. Starkenstein genügen, um auch bei stürmischer See und
bei Personen, die für das Leiden außerordentlich empfind-
lich sind, das Auftreten der Seerkrankheit zu verhindern. Die
Wirkung hält viele Stunden, manchmal einen ganzen Tag
an. Und wenn sie vorüber ist, kann das Mittel von neuem
genommen werden.



Technische Fortschritte.

Von Ernst Trebesius.

Maschinelle Verladung im Untertagebergbau. — Automaten für den Benzinverkauf. — Neuer Autoreifenprüfer. — Moderne Schlauchrettungsboote.

Während man im Tagebaubetriebe des Bergbaues das Verladen der Kohlen, Erze, Salze usw. schon seit langem durch mechanische Vorrichtungen, wie Bagger, Kabeltrane usw. ausführen läßt, mußte diese anstrengende Arbeit im Untertagebau bisher fast vorwiegend mittels der Handschaukel verrichtet werden. Auch hier hat jedoch die Maschine inzwischen ihren Einzug gehalten, und heute gibt es in den verschiedenen Ländern bereits eine Anzahl verschiedener Lademaschinen, die den jeweiligen örtlichen Verhältnissen angepaßt sind und jede an ihrem Platz die bisherige Handarbeit völlig oder doch weitgehend ausschalten. So werden jetzt als Lademaschinen Kragerlader und Schaufellader gebaut, die entweder in Verbindung oder ohne Verbindung von Rutschen oder Bandförderern oder sogar in Verbindung mit Gewinnungsmaschinen und Bandförderern arbeiten. Im amerikanischen Steinkohlenbergbau wurden im Jahre 1926 etwa 1 Millionen Tonnen Kohle maschinell unter Tage verladen. Die bisherigen Versuche haben ergeben, daß die Lademaschine unter Tage nicht nur eine bemerkenswerte Ersparnis an Stoffen, Arbeit, Wetterführung, Überwachung usw. im Gefolge hat, sondern auch Schichtleistungen bis zu 40 Tonnen auf den Kopf der Untertagebelegschaft ermöglicht. Um die Leistungsfähigkeit der Lademaschinen möglichst vollständig auszunutzen zu können, ist natürlich eine sehr gut durchgeführte Organisation des gesamten Untertagebetriebes erforderlich, da ohne diese auch die vollkommenste maschinelle Verladung keine nennenswerten Vorteile ergibt.

Die zahlreichen Benzintankstellen, die heute in allen Kulturländern den Kraftwagenführern zur Auffüllung ihrer Brennstoffvorräte zur Verfügung stehen, bedeuten für den Kraftwagenverkehr ohne Zweifel eine äußerst bequeme Einrichtung. Weniger bequem gestaltete sich freilich der Betrieb für die mit ihrer Bedienung betrauten Angestellten. Mühten sie doch ständig darauf gefaßt sein, nachts mitten aus dem tiefsten Schlaf gestört zu werden, wenn es einem des Weges daher kommenden Kraftfahrer an Brennstoff gebrach. Ganz abgesehen davon verteuert natürlich der Zwang zur Bedienung der Zapfstellen den Brennstoff auch dort, wo die Bedienung nicht im Hauptberuf, sondern nur so nebenher mit vorgenommen wird. Es lag daher nahe, die Zapfstellen völlig selbsttätig zu gestalten in der Weise, wie wir es von zahlreichen anderen Automaten, die gegen Einwurf einer bestimmten Münze eine bestimmte Ware abgeben, schon seit Jahrzehnten gewohnt sind. Diese Idee ist denn auch kürzlich in einer kanadischen Stadt zum erstenmal verwirklicht worden. Nach Einwurf eines 25-Cent-Stückes gibt die völlig selbsttätig arbeitende Brennstoffverkaufsstelle eine bestimmte, dem jeweiligen Brennstoffpreis entsprechende Menge aus, die vom Kraftwagenbesitzer aus dem gläsernen Behälter, der eine Kontrolle des Automaten zuläßt, nur noch zum Kraftwagenvorratsbehälter gepumpt zu werden braucht. Je nach der gewünschten Brennstoffmenge kann der Kraftwagenführer durch wiederholtes Einsteden einer Münze den Automaten solange betätigen, wie er es für gut befindet. Die Einfachheit der Brennstoffübernahme und die augenblickliche Betriebsbereitschaft des Benzin-Verkaufsautomaten dürften seine umfassende Verbreitung in kürzester Zeit zur Folge haben.

Wenn der Ballontreifen seine Vorzüge voll und ganz entfalten soll, dann ist die Innehaltung des von der Reifenfabrik vorgeschriebenen Luftdruckes von ausschlaggebender Bedeutung. Bei zu geringem Druck geben die Reifen so viel nach, daß die Radfelge durch Reifen und Schlauch auf den Boden aufsteht. An diesen Stoßstellen bilden sich schon nach kurzer Zeit Risse und Brüche. Wird der Reifen zu stark aufgepumpt, dann fährt der Wagen zu hart. Damit der Wagenführer den Druck jederzeit prüfen kann, hat man schon seit langem Druckprüfer hergestellt, die auf dem Prinzip des Manometers aufgebaut sind. Ihr Gebrauch setzt freilich jedesmal das Öffnen der Ventilhülse und Kappe und das Aufsetzen des Manometers auf das Ventil voraus. Diese umständliche Art der Reifenprüfung fällt weg bei dem jetzt

auf den Markt gelangenden Eisenmann-Reifenprüfer, der nach dem Prinzip der mechanischen Federdruckprüfer gebaut ist. In einem handlichen Metallgehäuse sitzt ein breiter, vorn abgerundeter Stift, der nach rückwärts gleiten kann. Zwei Federn drücken diesen Stift mit genau abgestimmter Kraft nach vorn. Der Gebrauch des Prüfers gestaltet sich sehr einfach. Er braucht nur mit dem Stift gegen den zu prüfenden Reifen gedrückt werden, bis seine Stirnfläche gegen den Reifen anliegt. Der vorstehende Stift bringt zum Teil in den Reifen ein, zum Teil wird er auch vom Reifen in das Gehäuse zurückgedrückt. Diese Rückwärtsbewegung des Stiftes wird durch ein kleines Getriebe auf den Zeiger übertragen, der auf einer Skala den vorhandenen Druck in Atmosphären anzeigt. Der Gebrauch des aus Aluminium hergestellten Prüfers, der in einem Lederbeutel bequem in der Rocktasche untergebracht werden kann, gestaltet sich deshalb sehr einfach.

Die bisher bekannten Rettungsmittel an Bord der Seeschiffe sind neuerdings um Schlauchboote bereichert worden, deren Schlauch an Stelle des früher verwandten Segelluches aus Gummi gefertigt ist. Im Bedarfsfalle wird der Schlauch mit Luft aufgepumpt. Diese äußerst leichten und unempfindlichen Boote vermögen z. B. bei 7 Meter Länge, 3 Meter Breite, 1 Meter Schlauchdurchmesser und 150 Kilogramm Eigengewicht etwa 8000 Kilogramm zu tragen. Da die Luft des Schlauches nur einen ganz geringen Überdruck erhält (etwa 6 v. H. des Luftinhaltes) so ist die Gefahr bei Verletzungen der Gummihaut nicht so groß, als es auf den ersten Blick erscheint. Zunächst wird nur der geringe Überdruck der Luft entweichen. Die übrige Luft bläst dann so langsam ab, daß den auf dem Boot befindlichen Schiffbrüchigen Zeit verbleibt, das entstandene Loch durch einen Holzkäpfel oder irgend ein anderes Mittel zu verschließen. Da sich beim Zuwasserlassen des Bootes unter dem Boden auch noch eine Luftblase bildet, so wird die Tragfähigkeit des Gummifloßes so erhöht, daß sie durch die auf ihm Platz findenden Personen überhaupt nicht voll ausgenutzt werden kann. Reicht doch ein für 25 Personen bestimmtes Boot 5 Tonnen Tragfähigkeit auf. Kleine Boote lassen sich durch einen Hand- oder Fußblaseball in drei Minuten, größere Boote in etwa 10 Minuten aufpumpen. Größere Boote sind mit einem herausnehmbaren Holzboden versehen, der sich zusammenrollen und dann leicht unterbringen läßt. Gegenüber den bisher gebräuchlichen Rettungsbooten hat das Schlauchboot den großen Vorteil, daß es in jeder Lage des Schiffes zu Wasser gebracht werden kann. Im Notfall wird man es einfach über Bord werfen. Da es im zusammengekauerten Zustand unter Deck verstaут werden kann, so lassen sich sowohl Schlauchboote an Bord mitführen, daß für alle Passagiere und die Besatzung ausreichend Rettungsmittel mitgeführt werden können.

Lichtbogen-schweißungen an einer Hochdruckleitung von 85 Kilometer Länge. Kürzlich wurde die längste Lichtbogen-schweißte Rohrleitung der Welt vollendet. Sie verläuft in Louisiana von Lamin nach Hodge über eine Strecke von 85 Kilometer. Sie ist auf der ganzen Strecke in Röhren von 18 Zentimeter innerer Weite verlegt und hat einen Druck von 43–70 atü auszuhalten. Bemerkenswert ist die Verbilligung der Anlage durch elektrisches Schweißen an Stelle von Sauerstoffacetolenschweißung (statt 2,75 Dollar nur 1,25 Dollar je Schweißstelle). Das Gelände dort ist äußerst ungleichmäßig und zerrissen. Die Linie verläuft über Hügel, durch tiefe Schluchten, Waldungen und Sümpfe; auch ein Fluß war zu überqueren. Zur Verwendung gelangten 5 mit Verbrennungsmotoren betriebene Schweißanlagen, wobei immer vier Schweißstellen gleichzeitig hergestellt wurden. Die Herstellung erfolgte in Abschnitten von je 10 Kilometer Länge; jeder fertiggestellte Abschnitt wurde zunächst für sich einer Druckprobe erst mit Wasser, dann mit Gas unterzogen, ehe weitergebaut wurde. In insgesamt 11 000 hergestellten Verbindungen kamen nur 14 undichte Stellen vor. Als noch die Hälfte der fertigen Leitung nicht mit Erde bedeckt war, trat ein Temperatursturz auf 6 Grad unter Null ein. Obgleich alle Sachverständigen für Rohrleitungen vorausgesagt hatten, daß eine bei warmem Wetter verlegte Leitung in der Kälte infolge der aus der Zusammenziehung sich ergebenden Spannungen brechen müsse, trat an den freilegenden 38 Kilometer keinerlei Beschädigung ein.